



HAMBURG RAIN 2084

V2

KNAUR★

Eine Stadt im ewigen Regen. Eine Stadt mit hierarchisch gegliederten Ebenen. Eine Welt voller Geheimnisse, Träume und Verbrechen: Hamburg Rain 2084 - Das große Future Fiction eSerial von Herausgeber Rainer Wekwerth!

Der Juggernaut Ruiz ist eine menschliche Spielfigur, die durch einen Chip im Kopf unter Kontrolle gehalten wird. Er muss fliehen, als er in der Arena einen Mord begeht.

Helena ist fest entschlossen, ihn zu retten. Sie lässt sich auf einen Handel mit dem Schönheitschirurgen Dr. Golding ein, verkauft ihm ihre Telomere und damit zehn Jahre ihres Lebens.

Ruiz und Helena genießen ihre Freiheit und die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft. Doch dann gerät die Sache aus dem Ruder und ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt.

»V2« ist der erste Teil der ersten sechsteiligen Staffel von »Hamburg Rain 2084«.

--- UNKORRIGIERTES LESEEXEMPLAR---

1.

Sein Leben als Nummer 71 endete mit dem Gesicht im Schlamm. Ruiz hob den Kopf und warf einen letzten Blick auf die Leuchtstoffröhren, die nur noch müde flackerten. So schnell würde er sie wohl nicht wiedersehen. Genauso wenig wie die kochende Menge, die sich vor seinen Augen aufzulösen schien.

Ein Aufseher riss ihm den Gesichtsschutz herunter, griff ihm wie einem Karnickel in den Nacken und zog ihn am Genickschutz seiner Ausrüstung durch den Dreck. Ruiz ertrug die Schmach. Kommentarlos, sprachlos, wütend. Um ihn herum standen mindestens drei dieser Kerle, ihre Brustkörbe waren so breit wie Schränke. Sie sahen tatenlos zu, aber er sah in ihren Augen, dass sie ihn fürchteten, obwohl er ein Juggernaut war. Oder gerade deshalb.

Die Arena leerte sich zusehends. Eben noch hatten sie alle ihm zugejubelt - besonders die Frauen. Sie hatten Rosenblüten hinabgeworfen, wenn die Ehemänner nicht hinsahen. Jetzt wandten sie die Blicke ab, rafften ihre Kinder und Handtaschen an sich und ließen sich jammernd gegen ihre Gatten sinken, die sie mit gesenkten Köpfen und wildem Getuschel hinausbegleiteten.

Die Polizei würde ihn befragen. Würde wissen wollen, was passiert war. Aber er hatte keine Antwort darauf.

Seine Taktik war in jedem Kampf dieselbe - seine Fans kannten sie und auch seine Gegner. Er siegte durch schiere Körperkraft. Für Schnelligkeit war er zu massig, für geschickte Winkelzüge zu stark. Er hatte es nicht nötig, seine Gegner zu verwirren. Sie waren bereits im Ausnahmezustand, wenn sie die Arena betraten. Heute war etwas schiefgegangen, doch er konnte sich nicht erklären, was. Der Junge war nach hinten geflogen, obwohl Ruiz nur kurz zugeschlagen hatte. Mit der Faust. Es folgte das knirschende Geräusch, als das Genick des Gegners unter seinen Händen brach.

„Komm mit!“ Sie stießen ihn mit gefesselten Händen vorwärts. Sie hatten Angst. Er konnte es riechen.

Bevor er aus der Arena geführt wurde, drehte sich Ruiz ein letztes Mal um. „Ich komme zurück!“ Sein Gebrüll war eine Mischung aus Wut und Trauer und Entsetzen darüber, was passiert war.

Schimpfworte prasselten von den Rängen herab und bisßen ihn wie Hagelkörner.

Das sieht euch ähnlich. Gern hätte er ihnen ein paar Anzüglichkeiten entgegengeschleudert. Doppeldeutigkeiten, die sie so liebten aus seinem Mund. Die feinen Damen. Die oberen Zehntausend von Hamburg. Alle kannten seinen Namen, denn er stand auf Plakaten und lief in leuchtenden Lettern über die Bande des Spielfeldes. Immer noch. Offenbar hatte jemand versäumt, die Schrift auszuschalten. Der Verantwortliche würde morgen seine Topfpflanzen in einen Karton packen und abdampfen müssen - da war sich Ruiz sicher. Aber das war unwichtig, denn schließlich ging es hier um sein Leben.

Diese Erkenntnis ließ ihn seltsam kalt.

Der Junge - sein Gegner - war gestorben. Zu schnell für den Geschmack des Publikums. Und sie gaben ihm die Schuld daran.

War er schuld?

Seine Faust hatte getroffen. Seine Hände hatten das Genick gebrochen.

Doch das war seine Aufgabe.

Seit Jahren tötete er in der Arena und wurde dafür bejubelt. Und heute? War es anders. Er hatte seinem Gegner keine Zeit gelassen zum Nachdenken. Ein Fausthieb ins Gesicht, ein kurzes Drehen seines Kopfes. Dann war er tot gewesen. Kein klarer Regelbruch. Aber eben nicht das, was das Publikum von ihm erwartete. Und auch nicht das, was Ruiz erwartet hatte.

Sie stießen ihn zurück in die Katakomben, die er erst vor einer Stunde verlassen hatte. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit.

Jemand rammte ihm einen Gewehrlauf in den Rücken. „Beweg dich!“

Er musste sich ducken, als er den Aufzugkorb betrat, der lose an Ketten hing und ihn hinunter in die Tiefe bringen sollte. Dann stand Ruiz allein im Fahrstuhl und presste sich dennoch mit dem Rücken gegen die stählerne Wand, als wäre der Platz knapp.

Jemand musste Helena benachrichtigen.

Fahrig fuhr er sich mit der Rückseite seiner Hand über die Stirn, so als wolle er diese Gedanken wegwischen. Nicht mehr daran denken, dass es mal eine Zukunft für ihn gegeben hatte. Vielleicht sogar gemeinsam mit Helena, der schönen Helena.

Es dauerte keine zwei Minuten, dann setzte sich der Korb in Bewegung. Ruckte ein- oder zweimal, ächzte und quietschte und fiel dann in die Tiefe.

Ruiz sah sich um. Zwei Quadratmeter Raum. So viel würde er in der nächsten Zukunft wohl nicht haben in Santa-Fu. Er wurde irre, wenn er sich längere Zeit in geschlossenen Räumen aufhielt. Wenn es auf dieser Welt nur irgendetwas gab, was ihm richtig Angst machte, dann war es der Knast.

Mit lautem Knall landete der Aufzug auf dem Metallboden des Untergeschosses. Das Licht der nackten elektrischen Glühbirne flackerte kurz auf, erleuchtete dann hell und beißend die grinsenden Fratzen der Aufseher, die auf ihn warteten.

Kalter Schweiß lief von seiner Stirn hinab in die zusammengekniffenen Augen. Einer der Männer fasste sich in den Schritt, strich sich über seinen schmutzig grauen Bart und trat dann hinter Ruiz. Ein anderer mit kleinen blassen Schweinsaugen folgte und plapperte dabei von irgendwelchen Vorschriften, gegen die Ruiz angeblich verstoßen hatte.

Ruiz ahnte, was kommen würde, und wappnete sich innerlich. Er schloss die Augen und zog in Gedanken eine Mauer hoch. Aus rotem Ziegelgestein, verstärkt mit stählernen Spitzen, die Stacheldraht hielten. Er wollte seinen Geist verschließen. Wenn nicht für ewig, dann auf jeden Fall für eine sehr lange Zeit. Doch es gelang ihm nicht. Sie schienen den Chip in seinem Kopf so eingestellt zu haben, dass ihm jeder eigene Gedanke entflo, sobald er ihn festhalten wollte.

Eine Hand fasste nach seinem Hinterkopf und zwang ihn, sich tief nach unten zu beugen. Dann spreizten sie seine Beine und traten mit ihren Stahlkappenschuhen zu. Sie trafen seine Hoden, seinen Arsch und seine Wirbelsäule. Wollten ihn zerstören. In blinder Wut. Sie befahlen ihm, sich umzudrehen – hatten es auf seinen Schwanz abgesehen und sagten das auch. Ein höhnisches Lachen vom Bärtigen, als Ruiz ein Stöhnen entwich.

„Angst?“, fragte der Aufseher.

Ruiz wollte nicken, doch er konnte nicht. Er war starr vor Panik und unterdrückter Wut. Und der Geruch von Blut, der von den Handschuhen der Männer hinüberwehte, machte alles nur noch schlimmer.

Sein Blut. Oder das seines Opfers?

Er war noch so jung gewesen. Blonde Locken wie der griechische Gott Apollon und eine ebenso göttliche Figur. Alles an dem Jungen war stimmig gewesen. Ebenmäßige Haut, gestählte Muskeln und ein Lächeln, das die Frauen um den Verstand brachte. Ruiz hätte den Jungen besiegt. In einem fairen Kampf besiegt. Aber warum hatte er sich nicht im Griff gehabt?

Er seufzte, als ein Stromstoß durch sein Hirn schnellte. Fast meinte er, verbranntes Fleisch zu riechen und Rauch aus seinen Nasenlöchern treten zu sehen. Aber das war Blödsinn. So leicht würden sie es ihm nicht machen. Die Sadisten von Ebene -9 freuten sich sicher schon auf ihn.

Gedankenketten tanzten durch seinen Schädel.

Er hatte immer gewusst, dass es so enden würde. Nur im Zeitpunkt hatte er sich geirrt. Er hatte gedacht, dass ihm zwanzig Jahre blieben, hatte berechnet und kalkuliert, dass er so lange kämpfen konnte. Bis dahin musste er es geschafft haben, sich freizukaufen. Zwanzig Jahre nur – und er würde immer noch jung genug sein.

Helenas Bild drängte sich zwischen das Chaos seiner Überlegungen. Jemand musste sie informieren, sonst würde sie aus den Nachrichten erfahren, was er getan hatte. Sie liebte ihn, und er wollte nicht, dass sie sich Sorgen um ihn machte. Es würde sie umhauen, ihre Träume von einer Ehe mit ihm und einem Stall voller Kinder zu begraben.

Die Aufseher zwangen ihn, sich zu erheben. Er wehrte sich, aber sie waren zu viert. Vier Männer mit Schlagstöcken und Revolvern, die sich darüber amüsierten, dass er wankte und zitterte.

Nur nicht provozieren lassen, dachte er. Nicht hier und nicht jetzt. Er war Juggernaut. Und er war Abschaum. Weniger wert als ein Sklave. Viel weniger.

Nicht provozieren lassen. Dieses Mantra mäanderte durch seine Gedanken. *Nur nicht darauf anspringen. Nur nicht aufsehen. Nicht in ihre Augen schauen.*

Und er hielt den Blick gesenkt – ganz so, wie es sich für Abschaum gehörte. Dann durchschnitten sie seine Fesseln und er ahnte, dass sie ihn tanzen lassen würden.

2.

Hunderte von Menschen drängten zum Ausgang der Arena. Männer, Frauen und Kinder. Obwohl die Veranstalter Lavendel- und Honigdüfte zerstäubten, roch Clara die Ausdünstungen ihrer Körper. Schweiß und Angst überlagerten den Geruch der Parfüms, und es bestand eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass nicht einmal Theodor merken würde, dass sie getrunken hatte. Wenn doch – dann würde es Ärger geben.

Clara schlug nach der Hand, die ihre Schulter berührte, um sie schneller zu Tor 28 zu schieben. Verdammt noch mal – hatte denn niemand Respekt vor ihr?

Lautsprecher transportierten eine hysterische Frauenstimme, die die Anwesenden dringend davor warnte, in Panik zu verfallen.

Ihr Herz schlug spürbar gegen die Brust, und ihr Magen rollte sich zu einer Kugel zusammen. Unfassbar, dass sie es vermasselt hatte. Und dabei war sie so dicht dran gewesen. Fast hätte sie ihr Idol getroffen – die bezaubernde Rynna Stahl.

Vor etwa zwei Jahren war das Supermodel wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatte sich in ihr Herz gelächelt. Und von Anfang an verschlang Clara alles, was an Meldungen über Rynna erschien. Täglich durchforstete sie das Internet nach Neuigkeiten, und für heute hatte der *Hamburger Anzeiger* angekündigt, dass Rynna den Kampf in der Arena besuchen würde. Und sie war tatsächlich hier gewesen. Clara hatte sie aus nächster Nähe gesehen – jedenfalls fast. Der akkurat geschnittene, goldblonde Pagenkopf, der das Vorbild für ihren eigenen Schopf war, hatte sich zwar als helles Naturblond herausgestellt, was immerhin zwei ganze Nuancen Unterschied ausmachte – aber dennoch: Sie war es gewesen. Nur zwei Sitzreihen von Clara entfernt hatte sie den Juggernaut zugejubelt.

Und dann war dieser dumme Fehler passiert, der den Jungen das Leben gekostet hatte. Ein winziger Moment der Unaufmerksamkeit, und schon lag die Kreatur im Schlamm.

Clara Golding ließ den Blick durch die wabernde Menschenmenge streifen und suchte. Keine Spur von ihrem Idol. Sie fuhr sich mit den Fingern durch die glänzende Mähne und nahm sich vor, ihren Friseur darauf anzusprechen, dass er sich in der Nuance vertan hatte. Und das, obwohl sie ihren Wunsch sehr deutlich vorgetragen hatte. Starcoiffeur hin oder her – sie wollte ihre Credits nicht bei unfähigen Dienstleistern ausgeben.

Nur etwa zwanzig Minuten später betrat Clara am Arm ihres Mannes die Wohneinheit auf Ebene 113, in unmittelbarer Nähe des *Theater des Nordens*. Theodor schaltete mit gelangweiltem Blick die Alarmanlage ein und machte es sich in dem Stahlrohrsessel bequem, der aus dem Nachlass ihres Vaters stammte – genauso wie die samtweichen Teppiche, die ihre zarten Fußsohlen umschmeichelten, und die auf Hochglanz polierten Kirschholzmöbel in der Farbe von Granatapfelsaft. Clara liebte Kunst, ganz besonders wenn man sie an Wände hängen oder auf Möbelstücken platzieren konnte. Picasso, Dali und Renoir.

Der Gedanke daran, wie bequem es sich Theodor in ihrem Leben gemacht hatte, raubte ihr für einen Moment den Atem. Doch dann hatte Clara sich wieder im Griff und setzte das strahlende Lächeln auf, von dem sie wusste, dass ihr Mann es liebte. Sie räusperte sich kurz und knöpfte ihre Bluse auf. Dann trat sie vor Theodor, drehte den Sessel etwas nach links und setzte sich mit gespreizten Beinen auf seinen Schoß. Sie spürte ihn sofort. Er hatte die fünfzig zwar seit einigen Jahren hinter sich gelassen, sein Schwanz jedoch war jung geblieben - wie er immer wieder betonte.

Clara nahm in einer fließenden Bewegung den gold-rot-gemusterten Seidenschal vom Hals, schlang ihn um seine Kehle und zog Theodor ganz dicht an sich heran, bis seine fleischigen Lippen ihren Mund berührten. Er liebte es, wenn er sie küssen durfte. Wenn sie ihn nicht gegen die Brust stieß, wegschob und forderte, er solle Rücksicht auf ihren Lippenstift nehmen. Sie kannte ihren Mann in- und auswendig und konnte die Frage dennoch nicht beantworten, ob er sich nicht doch irgendwann als Fehlinvestition herausstellen würde.

„Wann ist es endlich soweit?“, fragte sie und gab ihrer Stimme ein tiefes erotisches Timbre. Sie öffnete sein blauweißes Oberhemd aus feinsten Baumwolle, sodass sie sanft mit der Hand über seine Schultern streicheln konnte. Er war nicht muskulös, eher mager wie der typische Schreibtischkämpfer. Aber er war zäh. Und starrsinnig.

„Wie lange soll ich noch warten?“, flüsterte sie ihm zu und verschloss gleichzeitig seinen Mund mit einem langen Kuss, der eine Antwort unmöglich machte.

Sie war dreißig Jahre alt. Noch war ihre Haut glatt, ihr Haar voll und ihr Busen fest. Aber jeden Morgen sah sie es: das Alter, das unbarmherzig auf sie zuhielt. Das keinen verschonte, jedes Opfer akzeptierte. Sie hatte keine Lust, in einer Klinik zu landen und depressiv gegen die Wand zu starren wie so viele ihrer Freundinnen. Sie wollte leben und lachen und jedem Tag zujubeln, der anbrach. Sie wollte noch so viel erreichen. Ein paar Ebenen aufsteigen und die Sonne sehen, wenn sie morgens aufging. Sie wollte nicht irgendwann alt sein und feststellen, dass sie sich umsonst mit dem führenden Schönheitschirurgen der Stadt verheiratet war. Bei ihrer Herkunft hätte sie jeden haben können, aber sie hatte sich quasi weggeworfen an einen einfachen Arzt. Alles hatte sie dafür getan, dass er sich auf seine Forschungen konzentrierte. Aber nun ihr lief die Zeit davon. Ihre kostbare Jugend, die erhalten werden musste – für alle Ewigkeiten. Oder wenigstens für die nächsten dreißig Jahre. Wenn Theodor endlich geeignetes Telomer material fand, dann konnte ihr größter Wunsch Wirklichkeit werden. Dann würde sie für immer jung bleiben. Dann konnte ihr Leben beginnen.

Er schob sie beiseite und stand auf, während sie versuchte, seinen Blick aufzufangen, zu sehen, was er dachte.

„Es ist schwierig.“

„Aber es ist wichtig und alles, worum ich dich bitte.“ Sie hasste den weinerlichen Unterton, der in ihrer Stimme mitschwang. „Ich fühle, dass es bald zu spät sein könnte. Dass meine Schönheit in gar nicht langer Zeit dahin sein wird. Du bist der Profi. Du weißt, was das bedeutet. Was nutzt es mir, wenn du mir die Telomere einsetzt, wenn die ersten Falten bereits da sind? Es muss doch irgendwie möglich sein, eine der Schlampen von ganz unten zu überreden.“

Theodor schwieg. Lange genug, dass sie Hoffnung schöpfte. War es möglich, dass er eine geeignete Spenderin gefunden hatte? Konnte es sein, dass es da unten eine Frau mit Telomeren gab, die lang genug waren, um ihr dreißig Jahre zu schenken? In drei Tagen würden sie ihren zehnten Hochzeitstag feiern. Vielleicht sollte es eine Überraschung werden?

Sie saß da, sah ihn an und wartete. Ihre erigierten Brustwarzen erschlafften, auf den Unterarmen bildete sich eine Gänsehaut. Resigniert richtete sie die Bluse und knöpfte sie hastig zu. Er würde es bereuen, ihr diese Abfuhr erteilt zu haben. Sie würde dafür sorgen, dass er es bedauerte.

Clara fand es überflüssig, ihm weiterhin ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Und da sie wollte, dass er dies bemerkte, zog sie das metallene Mini-Com aus der Halterung und dachte kurz darüber nach, welche ihrer Freundinnen nicht vor Schadenfreude kichern würde, wenn sie ihr ihr Herz ausschüttete.

Manchmal schien es Theodor, als wäre alles an Clara nur eine große Show. Wenn sie ihn verführen wollte, wenn sie ihn anflehte, sie endlich zu operieren, dafür zu sorgen, dass sie jung blieb und knackig. Er fragte er sich, ob sie tatsächlich schön war und was das überhaupt bedeutete.

Mit der Sehnsucht der Frauen nach einer lange währenden Jugend in glänzender Schönheit verdiente er Geld. Viel Geld. Aber in letzter Zeit kam es öfter vor, dass er nicht mehr ganz genau wusste, was das alles für einen Sinn hatte. In dieser Stadt - diesem Bienenstock - drehte sich alles um Geld und um das Aussehen. Er lebte gut davon, dass ihm die Weiber zu Füßen lagen. Ihn anflehten um die Telomere armer Frauen von ganz weit unten. Wer sonst würde seine besten Jahre hingeben für ein paar Credits? Er nahm sich vor, seinen Häschern eine Prämie zu versprechen, wenn sie sich weiter hinunterwagten, um Material für ihn aufzuspüren.

Clara ging ihm auf die Nerven mit ihrem Gejammere. Sie alle gingen ihm auf die Nerven, bis auf ...

Er unterbrach seinen Gedankengang. Besser nicht daran denken.

Habe ich ihr nicht oft genug gesagt, dass die Chancen denkbar gering sind, Telomerstränge zu finden, die ihr mehr als fünfzehn Jahre schenken? Das Pack da unten wird nicht alt. Diese Armut, dieser ganze hausgemachte Stress führt dazu, dass sie sowieso schneller altern als die behüteten und verwöhnten Prinzessinnen hier oben.

Er hatte es ihr gesagt, doch sie ließ nicht locker. Carlo musste also tiefer hinab. Wenn er ihm genug Geld bot, würde er vielleicht geeignetes Material für ihn finden. Carlo war der Beste – und dann würde Clara endlich Ruhe geben.

Er nahm das zweite Mini-Com aus der Ladeschale und wollte sich gerade mit seinem besten Häscher verbinden lassen, als die Kontrolleinheit an der Eingangstür unbekannte Besucher vermeldete.

Von der Polizei hatte er anderes erwartet. Statt mit Energie und langen Schritten in den Raum zu stürmen, zogen sie bereits die Schwänze ein, als sie das Apartment durch den Nebeneingang betraten, den Theodor ihnen geöffnet hatte.

„Wie kann ich Ihnen behilflich sein, meine Herren?“ Theodor bemühte sich um den näselnden Tonfall der Hamburger Oberschicht, um deren Zugehörigkeit er täglich kämpfte, und zog den Krawattenknoten fester.

Einer der Beamten war ein grobknochiger Hüne, dessen Socken Theodor in ihren Bann zogen. Sie passten nicht zusammen – einer grün, einer gelb. Der andere leistete sich derartige Extravaganzen nicht. Er war so farblos, dass Theodor Schwierigkeiten hatte, sein Bild zu fixieren.

„Wir möchten Clara Golding sprechen.“

Theodor zuckte unmerklich zusammen. „Meiner Frau geht es nicht gut“, sagte er. „Die Ereignisse des Tages ... Sie hat sich etwas hingelegt.“

Aus dem Nebenzimmer tönte Claras glucksendes Lachen.

Theodor zog die Schultern etwas in die Höhe und wies mit einem Kopfnicken auf den Wohnraum.

Die Beamten betraten das von der künstlichen Sonne aufgeheizte Zimmer. „Ich nehme an, sie wissen, warum wir hier sind.“

Clara unterbrach nur kurz den Klagegesang, den sie durch das Mini-Com schickte, und schenkte den beiden Beamten einen ihrer typischen gelangweilten Blicke unter halb geschlossenen Lidern.

Der Farblose zog eine Art digitales Diktiergerät aus dem Gürtel und wartete darauf, dass Clara das Gespräch beendete. Es schien ihm nichts auszumachen, auf derart arrogante Art ignoriert zu werden.

In Theodor jedoch kroch langsam Wut hoch. Wut auf Clara, die alle Menschen in ihrer Umgebung mit derselben eleganten Herablassung behandelte wie ihn und dafür niemals zur Rechenschaft gezogen wurde. Und Wut auf den Beamten, der im Gegensatz zu ihm selbst genug Gelassenheit besaß, das einfach hinzunehmen.

„Frau Golding!“ In der Stimme des Hünen schwang eine leise Warnung mit.

Clara schaute auf. Ihre Augen schimmerten wässrig. Wann hatte sie getrunken?

„Wir untersuchen den Vorfall in der Arena. Bitte erzählen Sie uns ganz genau, was passiert ist.“

Clara schwieg, und die einsetzende Pause kam Theodor sehr lang vor. Er trat zu seiner Frau und legte einen Arm um ihre Schulter. Sie schüttelte ihn ab.

„Ich war abgelenkt“, antwortete sie gleichmütig.

„Ein Mann ist gestorben“, gab der Beamte zu bedenken, als würde sich Clara darüber auch nur eine einzige Minute Gedanken machen.

„Ein Juggernaut“, antwortete sie. „Menschlicher Müll.“ Sie blickte sich um, als wolle sie dafür gelobt werden, dass sie der städtischen Müllabfuhr Arbeit abgenommen hatte.

„Sie haben den Täter gelenkt. Ist das richtig? Er stand unter ihrer Kontrolle.“

Sie nickte. „Ich war abgelenkt und habe jetzt keine Zeit und keine Lust, mich weiter damit zu befassen. Passiert ist passiert. Ich gehe davon aus, dass Sie den Mann festgenommen haben. Ich werde noch darüber nachdenken, ob ich mir erneut eine Spielfigur zulegen möchte.“ Ein schiefes Grinsen legte sich über ihre ebenmäßigen Züge. „Ich scheine für diese Art von Spiel nicht besonders geeignet zu sein.“

Theodor seufzte, als der Beamte es erneut versuchte: „Was genau hat sie abgelenkt? Bitte schildern Sie uns alle Einzelheiten, an die Sie sich erinnern.“

„Ich war eigentlich nur wegen Rynna dort.“

„Weshalb?“

Clara riss die Augen auf. Es schien, als würde sie die Beamten erst jetzt wahrnehmen.

„Rynna Stahl. Das Model. Ich wollte sie treffen dort in der Arena.“ Sie sprach sehr langsam. Wie mit einem Kind. „Ruiz habe ich heute nur antreten lassen, weil man mir sagte, diese Kreaturen müssten ausreichend bewegt werden. Sie wären wie Gäule, die nicht immer nur im Stall stehen sollen.“

Der Beamte nickte, als würde er verstehen. Unschlüssig drehte er das Diktaphon in der rechten Hand. Anscheinend überlegte er, ob es eine Möglichkeit gab, das Ding irgendwie mit Worten zu füttern. Mit Claras Worten. Ob es ihm doch noch gelingen würde, das Gespräch in Gang zu bringen.

„Und dann?“

„Sie hat in meine Richtung geschaut. Mir mitten ins Gesicht geblickt. Ich habe ihr zugewinkt und bin dabei mit dem Finger über das Touchpad gerutscht.“

Manchmal wünschte sich Theodor, seine Frau würde wenigstens Lügen erzählen. Oder Halbwahrheiten. Die Dinge tun, die Menschen seines Standes tun würden, wenn sie in ihrer Haut steckten. Aber sie war sich so verdammt sicher, dass ihr nichts passieren konnte. Die unermesslichen Reichtümer ihres Vaters bewahrten sie vor allem, selbst vor der Polizei. Und sie würde diesen Trumpf ausspielen. Theodor schob sich zwischen Clara und die Beamten, als könne er sie so den Blicken der Obrigkeit entziehen.

„Ich sagte es bereits. Meiner Frau geht es nicht gut. Sie muss sich hinlegen. Bitte kommen Sie ein anderes Mal wieder.“ Er überlegte, was er tun konnte, um die Polizei loszuwerden, ohne noch unhöflicher zu wirken.

Clara nahm ihm die Entscheidung ab. „Wenn sie mich noch brauchen, wenden Sie sich bitte an die Anwälte meines Vaters Igor John.“

Der farblose Beamte starrte sie an. Seine Hand begann, unkontrolliert zu zittern. Die Luft im Zimmer lud sich mit Hass auf und mit Wut. Da war sie wieder – die unüberwindbare Kluft zwischen oben und unten. Arm und Reich. Und Clara gehörte nach oben. Im Gegensatz zu allen anderen im Raum.

Theodor schob die Polizisten sachte aus dem Zimmer.

4.

Ruiz sah das Erstaunen in den Augen des Aufsehers.

Der Schlagstock hätte seine Nase treffen und den Schädelknochen zermalmen sollen. Der Typ hatte genau gezielt und sämtliche Kraft in diesen Schlag gelegt. Doch nun duckte er sich weg, das erneute Surren des Stockes zerteilte die Luft und verendete zaghaft im Leeren.

Er kann es nicht fassen, dass meine Steuerung versagt. Ruiz nutzte das Überraschungsmoment, indem er sich zur Seite warf und sich gleichzeitig fragte, wie er aus diesem Dilemma entkommen konnte. Ihm blieb nicht viel Zeit.

Es war ungewöhnlich, dass einer der Juggernauten bei ausreichender Konzentration den Befehlen widerstand, die der Chip aussandte. Ungewöhnlich – aber nicht unmöglich bei normaler Signalstärke. Doch sie würden seine Willenskraft schnell bemerken, und sie würden sie brechen. Ein einfaches Verstärken des Signals musste unweigerlich dazu führen, dass er wie eine Marionette ihre Befehle ausführte. Alle. Wenn sie es so für ihn planten, würde er sich sogar selbst in der Arena zerfleischen.

Dann traf ihn das Messer. Nur ein kurzer Moment der Unaufmerksamkeit hatte gereicht, und die Klinge durchfuhr das weiche Fleisch der rechten Brustseite. Doch er spürte keinen Schmerz. Eher Verwunderung, dann Wut. Er riss das Messer aus seinem Körper, schnellte nach vorn und zog es dem Aufseher quer über das Gesicht.

Nur einen Augenblick später brach das Chaos los. Schüsse fielen, Lampen gingen zu Bruch, die Luft sirrte. Holzsplitter wurden aus Tischen und Stühlen gerissen und tanzten um ihn herum. Schränke brachen in dem Dauerfeuer der automatischen Pistolen zusammen.

Ruiz ließ sich auf den Boden fallen und robbte in Richtung des Tunnels. Dahinter gab es Treppen, die hochführten in die Arena. Den Aufzug zu benutzen, war zu gefährlich. Sein Ziel waren die Zuschauerränge, die sich hoffentlich noch nicht vollständig geleert hatten.

Schon war er am Fuß der Treppe angekommen, als ihm klar wurde, dass er nun seine Deckung aufgeben und sich aufrichten musste, wenn er jemals oben ankommen wollte. Ruiz rannte gebückt weiter und verfluchte sich selbst, während er Haken schlug, um dem Kugelhagel auszuweichen. Ein lächerlicher Kampf, den er da führte. Ein Kampf gegen Windmühlen ohne die geringste Chance, ihn für sich zu entscheiden.

Er war den Nahkampf gewöhnt. Gegner gegen Gegner. Mann gegen Mann. In diesem Spiel war er der König, und niemand machte ihm etwas vor. Aber das hier war etwas anderes.

Ruiz lief die Treppen empor und drehte sich in regelmäßigen Abständen um, ohne jedoch seine Gegner zu erblicken. In seinem Kopf tobte eine Schlacht. Seine Gedanken bekriegten sich mit den Befehlen der anderen, die immer wieder drohten, die Führung zu übernehmen. Er drückte seine Fingerspitzen gegen die Schläfen, um sich einzig darauf konzentrieren, seinen Willen durchzusetzen. Er hatte ein Ziel und war fest entschlossen, von hier wegzukommen.

Niemals würde er sich einsperren lassen. Alles, nur das nicht.

Es konnten nur noch wenige Meter sein, nur noch ein paar Stufen. Dann hatte er es geschafft. Dann würde er in einer der oberen Sitzreihen in der Arena stehen und ...

Was dann? Sie würden ihn nicht gehen lassen.

Zwanzig Stufen. Fünfzehn. Zehn. Ruiz kletterte keuchend den obersten Treppenabsatz empor. In diesem Moment spürte er, dass sie die Signalstärke auf das Maximum erhöhten. Fünf Minuten in diesem Zustand waren der sichere Tod – so hatten sie es ihm

erklärt. Um ihm Angst zu machen. Um ihn gefügig zu halten. Stromstöße durchzuckten seinen Kopf, und er fuhr zurück. Er funktionierte wie ein Rindvieh, das vor einen Elektrozaun lief. Der Schmerz schickte helle Blitze in sein Gesichtsfeld. Ruiz riss die Hände vor das Gesicht und ließ sie nur wenige Augenblicke später wieder fallen. Er schaute auf seine Finger, die sich anföhlten, als hätte er in lodernde Flammen gefasst. Ein unvorstellbares Jucken ergriff seinen Körper. Armeen von Ameisen, Käfern und anderen Kriechtieren schienen von ihm Besitz zu ergreifen. Seine Kopfhaut brannte, seine FüÙe begannen zu zucken, und zu einer stummen Melodie zu tanzen.

Willenlos sackte er zusammen und umfing seinen Kopf mit beiden Fäusten. Er presste die Arme gegen seine Ohren. Das Summen und weiÙe Rauschen verstummte für einen kurzen Moment. Das Zittern seiner Finger ließ nach. Er biss sich auf die Lippe, bis er sein eigenes Blut schmeckte. Den Schmerz spürte. Den geliebten Schmerz, sein Allheilmittel.

Das Messer in seiner Hand. Er griff in die Klinge. Drückte zu – fest und immer fester.

Der Schmerz war seine Rettung. Indem er ihn spürte, spürte er das andere nicht mehr. Nicht das Jucken und Zucken und das Kreischen. Nicht die Lichtblitze vor seinen Augen. Nicht den Krieg in seinem Schädel und die gellenden Befehle in seinem Kopf. Er spürte nichts als die Reinheit des Schmerzes und das gute Gefühl, dass er immer noch sein eigener Herr war. Dass er ihnen etwas entgegensetzen hatte, ihnen nicht hilflos ausgeliefert war.

Als es ihn von den Beinen riss, dachte Ruiz für einen kurzen Moment, sie hätten ihn eingeholt. Der Schmerz ließ seine Augen aus den Höhlen treten, sein Magen rebellierte, und seine Finger verkrampften sich zu Hexenkrallen. Er erstarrte und zuckte dann wieder in einem wilden Rhythmus. Sie mussten das Steuergerät manipuliert haben. Die Frequenz erhöht, die Reichweite vergrößert – wer wusste schon genau, welche Möglichkeiten sie hatten, um ihn zu beeinflussen? Mit den Nägeln seiner rechten Hand kratzte er über seine Wange. Blut lief ihm leise und zögerlich über das Gesicht. Er verstärkte den Druck und wusste, dass er sich auch die eigene Haut vom Körper ziehen würde, wenn ihm das zur Flucht verhalf.

Sie wollten einen Ochsen bezwingen? Einem Stier ihren Willen aufzwingen? Sie sollten es nur versuchen. Er war stärker!

Ruiz stemmte sich mit aller Kraft gegen die Fremden in seinem Bewusstsein und richtete sich auf.

Licht. Ruiz stolperte in die Arena, ohne nachzudenken. Hinter ihm piffen Kugeln durch die Luft. Das war nichts gegen das Stimmengewirr in seinem Kopf. Hektisch suchten seine Augen die Gegend ab. Wonach er Ausschau hielt, wusste er nicht. Er wollte weg. Immer wieder griff er in die Klinge und umklammerte sie fast sehnsüchtig. Die Welt um ihn erstarrte. Menschen, die es kurz vorher noch eilig hatten, zum Ausgang zu gelangen, blieben abrupt stehen und gafften mit offenen Mündern auf die Gestalt, die blutüberströmt aus den Katakomben ins schonungslose Licht trat.

„Stehen bleiben“, rief jemand in seinem Rücken.

Ruiz fuhr herum. Der Aufseher, dem er das Gesicht aufgeschlitzt hatte, stand keuchend und in gebeugter Haltung vor ihm und sprach schnell in ein Mini-Com. Obwohl er laut sprach, verstand Ruiz die Worte nicht. Aber ihm war auch so klar: Sie hatten ihn. Und sie wollten ihn lebend, sonst wäre er schon lange tot. Die Kugeln dienten lediglich der Einschüchterung.

Ruiz stöhnte, als der Beamte sich auf ihn stürzte. Seine Kraft schien genauso unglaublich zu sein wie sein Durchhaltevermögen. Das Blut sprudelte aus dem Kerl, aber er ließ nicht locker.

Ruiz tat das, was er am besten konnte. Jetzt endlich stand er einem Gegner gegenüber. Er stemmte seine Fußsohlen in den Boden und drückte sich dem Mann entgegen. Aber

die Stimmen in seinem Hirn schluckten seine Kraft. Hände legten sich um seine Kehle, Finger drückten zu. Ruiz spürte, wie ihm das Leben entglitt mit jedem Atemzug. Er hatte nur wenige Sekunden, dann würde der andere seinen Job zu Ende bringen.

Ruiz riss den rechten Arm hoch und rammte dem Aufseher seinen Ellenbogen in die Seite. Dann warf er sich nach links, verharrte kurz und rannte dann los.

Menschen kreischten, als er durch die Menge stürmte. Ein Junge fiel. Ruiz sah das Entsetzen in den Augen des Kindes; im Vorbeilaufen beugte er sich ein wenig nach unten und half dem Kind hoch.

Da griff eine Hand nach Ruiz' Arm und zog ihn zu sich heran. Er erkannte nicht, um wen es sich handelte. Seine Lider zitterten. Zu gern hätte er die Fäuste auf seine Ohren gepresst, auf seine Schläfen, seinen Mund. Er wollte das Heulen übertönen, das Stakkato von Befehlen, sein eigenes Schluchzen. Die Hand zog ihn weiter. Dicht heran an einen Körper. Groß und weich. Geborgenheit. Seidiges blondes Haar, Stiletos. Irgendetwas war seltsam an dem Körper, an den er sich lehnte. Sie war zu groß für eine Frau, aber nicht muskulös, sondern eher zart gebaut. Und sie schmiegte sich eng an ihn. So eng, dass er in ihren Armen lag und sich kaum mehr bewegen konnte.

„Was soll das? Lass mich los!“ Sein Blut pulsierte dröhnend in den Adern an seiner Schläfe.

Messer fallen lassen, tönte es in seinem Kopf. Gib auf, du Mistkerl. Wir haben dich sowieso. Du hast keine Chance.

„Halten Sie mir das Messer an den Hals. Jetzt sofort. Und hören Sie endlich auf zu zittern!“

Ruiz machte einen halbherzigen Versuch, sich zu befreien. Dann tat er, was die Fremde ihm befahl. Als die Messerspitze die zarte weiße Haut an ihrem Hals ganz leicht ritzte, bekam eine Frau in der Menge einen hysterischen Anfall. Ruiz zog vor Schreck die Waffe zurück.

„Denk nicht mal dran. Ich bin deine Geisel. Behandle mich gefälligst auch so“, zischte sie in sein Ohr. Kurz wischte ein zauberhaftes Lächeln über ihre Züge, dann wich es einem entsetzten Ausdruck. Sie riss den Mund zu einem stummen Schrei auf, wehrte sich gegen seine Umarmung – ohne dass er die geringste Kraftanstrengung ihrer Muskeln verspürte – und ließ sich dann gegen ihn fallen.

Er kannte diese Frau. Hatte sie bereits gesehen. Nicht nur einmal. Wenn er sich nur ausreichend konzentrieren könnte ...

Ruiz verschwendete kostbare Augenblicke damit, sie näher anzuschauen. An jedem ihrer langen Finger trug sie Ringe. Die Haare – sie waren eindeutig künstlich. Genauso die Fingernägel. Künstlich. Das war das Wort, mit dem er sie charakterisieren würde. Künstlich aber unendlich schön.

Das Wort rollte sich unausgesprochen auf seiner Zunge, und dann fiel es ihm endlich ein. *Das Modell!*

„Rynna Stahl.“

Seit er ihr das Messer an die Kehle presste, hielten sich die Beamten zurück. Sie folgten ihnen durch die Arena, aber sie hielten einen angemessenen Abstand, was Ruiz seltsam beruhigte, obwohl die Aufseher ihre Waffen im Anschlag hielten. Die Stimmen in seinem Kopf waren verstummt. Offenbar hatte jemand den Befehl gegeben, das Signal herunterzufahren. Dieses Modell schien eine wichtige Person zu sein. *Kein Wunder, dachte Ruiz. Kein Wunder, dass in dieser Stadt alles schiefläuft, wenn ein Kleiderständer so eine wichtige Persönlichkeit ist.*

Sie konnten die Arena ungehindert verlassen. Menschen, Beamte und Sicherheitsleute wichen zurück, als sie Rynna sahen. Kinder streckten ihre Hände aus, so als wollten sie ihr Idol ein letztes Mal berühren. Und Rynna lächelte sie an. *Tapfer. So will sie wirken, und genau das gelingt ihr auch.*

Der Cabtransporter wartete genau an der Stelle, die sie ihm zugeflüstert hatte. Ihm war klar, dass man ihn nicht kampflös ziehen lassen würde. Aber der erste Schritt war getan. Er stand hier im Licht der Scheinwerfer, hatte eine schöne Frau im Arm und war frei. Wenigstens für diesen Moment. Und wenn er es nicht vermässelte, dann vielleicht für immer.

Er zwang sich, diesen Gedanken abzuschütteln. Es war nur eine Frage der Zeit. Niemals würden sie es zulassen, dass ein Mörder frei herumliefe. Und schon gar nicht ein Juggernaut.

Verbrecher nannten sie seinesgleichen und Krüppel und Freak und Abschaum. Die Kinder aus den oberen Ebenen machten sich einen Spaß daraus, sie zu verhöhnen, wenn man sie in die Arena trieb. Leute wie ihn, die sich verkauft hatten und deren Job es war, Figuren zu sein. Menschliche Spielfiguren zur Unterhaltung der Massen. Juggernauten – die über unglaubliche Kraft verfügten und dennoch ihr Leben lang Sklaven blieben. Menschen, die alles niederrollen könnten und es doch nicht taten. Weil die Chips in ihren Köpfen es nicht zuließen.

Trotz der kühlen Temperaturen trat ihm der Schweiß aus allen Poren. In seinem Kopf wimmelte es von Möglichkeiten, die er eine nach der anderen durchgehen und auf ihre Tauglichkeit überprüfen musste. Doch er konnte sich nicht konzentrieren. Rynnas Präsenz und die beständig hohe Luftfeuchtigkeit in diesem Moloch machten ihm zu schaffen.

Zweiundzwanzig Millionen Einwohner, und jeder Einzelne von ihnen konnte ihn erwischen und an die Polizei ausliefern. Ruiz musste einen Weg nach Hause finden. Doch seine Erinnerung daran nutzte ihm nichts, denn im Laufe der letzten Jahrzehnte war die gesamte Megacity zu einem einzigen Gebäude verschmolzen. Seit Jahren schon drangen keine Sonnenstrahlen mehr durch die dichte Wolkendecke. Stattdessen gab es Regen und immer nur Regen.

Das Gerede des Modells zerrte an Ruiz Nerven.

„Halt endlich mal deinen Mund!“ Sofort biss er sich auf die Zunge. Er sollte nett zu ihr sein. Schließlich hatte sie ihn aus der Arena gebracht.

Rynna blickte ihn von der Seite an und hob die Augenbrauen. „Was hast du gesagt?“

„Dass du einfach mal still sein sollst. Ich muss nachdenken.“ Immer noch presste er die Klinge gegen ihren makellosen weißen Hals und malte sich aus, was passieren würde, wenn er zustach. Schließlich war es das, was alle von ihm erwarteten. Er war ein Mörder. Jemand war durch seine Hand gestorben. Was hatte er also zu verlieren? *Nun ja, sie sitzt immerhin am Steuer meines Fluchtwagens.* Er lockerte den Griff um die Klinge, um sie nicht versehentlich doch zu verletzen. Schon im nächsten Augenblick bereute er diesen Entschluss. Rynna schlug die Hand mit dem Messer weg und kicherte.

„Du glaubst nicht wirklich, dass ich vor einem wie dir Angst habe?“ Sie sah ihn an, als ihm ein heiseres Knurren entwich.

„Du weißt, was dort in der Arena passiert ist. Ich habe nichts zu verlieren.“

Sie polierte die Fingernägel ihrer rechten Hand, indem sie sie am Ärmel ihrer pinkfarbenen Seidenbluse auf und ab bewegte. Dann richtete sie den Blick wieder auf die

Fahrbahn und programmierte mit wenigen Handbewegungen den Bordcomputer neu. Ruiz beobachtete, wie sie mit der Linken unter den Gurt fuhr, um ihn etwas zu lockern. Auch auf ihrer Stirn stand Schweiß.

„Hör zu. Es ist mir egal, ob du Angst hast oder nicht. Du hast mir geholfen, und dafür danke ich dir. Wäre schön, wenn du mich noch bis in Ebene minus zwanzig bringen könntest. Von dort aus komme ich alleine klar.“

„Du musst mir nicht danken. Ich habe es nicht für dich getan.“

„Nicht?“ Diese Frau verwirrte ihn total. Einerseits ihr aufgesetztes Gehabe, ihr theatralisches Blinzeln und die Blicke, die sie ihm aus verschleierte Augen zuwarf. Andererseits war da etwas Verletzliches in ihren Gesten. Gerade jetzt wieder führte sie die perfekt manikürten Nägel zum Mund und knabberte gedankenverloren daran herum. Er wusste nicht, was er von ihr halten sollte.

„Warum hast du mir geholfen?“

Sie schüttelte kurz den Kopf, so als wolle sie eine lästige Fliege verscheuchen. „Mir war langweilig.“

„Langweilig?“

„Ja. Kein Helfersyndrom. Und auch nicht dein zweifellos vorhandener Charme war schuld daran. Mir war einfach langweilig. Außerdem graute mir schon den ganzen Tag bei dem Gedanken daran, wie ich einer Arena voller Fans entfliehen soll. Ich hatte keine Lust darauf, Autogramme zu schreiben und Antworten auf Fragen nach meinem Friseur und der neuesten Haarfarbe zu geben.“

„Das ist alles?“ Ruiz sog die Luft scharf ein. Hier ging es um sein Leben, und ihr war langweilig? Er schüttelte den Kopf. *Diese verdammte verwöhnte Schlampe*. Sie war wie Clara Golding, seine Herrin. Allein der Gedanke an sie brachte sein Blut zum Kochen. Für diese Frauen zählte nichts als das eigene Vergnügen.

Rynna begann, darüber zu schwafeln, wie anstrengend es sei, immer im Mittelpunkt zu stehen, und wie es an ihre Substanz ging, dass keiner der Fans ihre Privatsphäre akzeptierte. Sie redete und redete, und Ruiz verstand nicht, was sie sagte. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten oder sie angebrüllt.

„... und da habe ich gedacht, wie leicht es wäre, einfach zu verschwinden, ohne dass jemand den Zusammenhang herstellen kann.“

Ihr Schrei gellte in seinen Ohren, und er riss die Augen auf. Das Cab raste auf ein Holzgerüst zu, das die Straße blockierte. Dann knallte es, und Risse legten sich wie ein Spinnennetz über die Windschutzscheibe. Der Elektromotor gab ein eigenartiges Rauschen von sich. Rynna stöhnte.

Ruiz fuhr sich über die Lippen und versuchte, ein wenig Speichel zu sammeln und zu schlucken, um den tauben, pelzigen Geschmack auf der Zunge loszuwerden.

Wieder stöhnte die Frau. Diesmal kläglich, weinerlicher. Mit einem Ruck drehte er den Kopf in ihre Richtung und zuckte zusammen. Verdammte Scheiße, das hatte ihm gerade noch gefehlt.

Er musste hier weg. Was war das überhaupt für eine Absperrung, in die sie hineingerast waren? Polizei? Ruiz lauschte, doch es schien niemand in der Nähe zu sein. Aus weiter Ferne hörte er das Schlagen von Flügeln, so als hätten sich hunderte von Vögeln in die Luft erhoben. Vogel – gab es die überhaupt noch in so großer Zahl? Fast verspürte Ruiz Bedauern darüber, dass er diese Frage nicht beantworten konnte. Dann riss er sich zusammen. Eine Polizeisperre würde Sirenen bedeuten und Blaulicht. Aber hier war niemand. Noch nicht.

Straßensperren konnten alles bedeuten. Jeder, der zu dumm war, krumme Geschäfte zu machen, gab sich der Wegelagerei hin. Ruiz überlegte kurz, in wessen Revier sie sich hier befanden. Er fluchte lästerlich, weil er nicht aufgepasst hatte, wie tief Rynna schon

hinabgefahren war. Die Angels konnten es definitiv noch nicht sein. Er strengte seinen Kopf an, aber ihm wollte einfach nicht einfallen, wie diese Gruppe von Underdogs hieß, von denen seit einiger Zeit in den Medien berichtet wurde. Jeder, der ihr Revier betrat, sollte Wegzoll entrichten. So hatten sie es beschlossen. Und diesen Entschluss setzten sie auch mit Waffengewalt durch. Sie stellten Straßensperren auf wie Wildfallen und warteten darauf, dass ihnen jemand von den Reichen ins Netz ging, die Transporter mit automatischer Navigation und ohne Fahrer nutzten, um ungestört ihre Geschäftsgespräche führen zu können. Ruiz stellten sich die Nackenhaare auf. Noch war niemand in der Nähe. Aber sie würden nicht lange auf sich warten lassen.

Rynna stöhnte wieder. „Hilf mir.“

Quer über ihre Stirn zog sich eine Platzwunde, das Blut lief die Wange herunter und versickerte irgendwo im Blusenkragen. Ruiz fragte sich, was von dieser Frau übrig bleiben würde, wenn ihre außergewöhnliche Schönheit Vergangenheit war. Doch er rief sich zur Vernunft. Sie hatte ihm geholfen, aus der Arena zu fliehen. Und jetzt musste er ihr helfen. Er konnte sie unmöglich diesen Leuten ausliefern. Doch noch hatte er die Chance, sich aus dem Staub zu machen. Wenn er länger blieb, sah es schlecht für ihn aus. Ging er jedoch, hing Rynnas Leben am seidenen Faden. Es war ihm klar, was diese Typen mit Frauen machten. Schließlich war er unter ihresgleichen aufgewachsen.

„Halt still“, schrie er, als er nervös an ihrem Gurt herumnestelte und sie sich vor Schmerzen aufbäumte. *Sind diese blöden Dinger nicht so programmiert, dass sie sich nach einem Aufprall selbstständig öffnen?* Es half nichts. Er nahm das Messer und durchschnitt das Teflonmaterial. „Rynna!“

Sie reagierte nicht.

„Verdammt nochmal Rynna. Mach die Augen auf und zeig mir, dass du mich verstehst.“

Sie tat, was er sagte, und blickte ihn an. Er sammelte den letzten Rest an Selbstbeherrschung und wartete ab, bis sich das Flattern ihrer Lider beruhigte.

„Zähl bis hundert, wenn ich gegangen bin. Dann drück auf den Alarmknopf und gib der Polizei deine Notlage durch.“

Sie riss die Augen weit auf.

„Hast du mich verstanden?“ Ruiz trommelte mit den Fingerknöcheln auf das Armaturenbrett und fragte sich, wie viel Zeit er noch hatte.

Als Rynna zaghaft nickte und ansetzte, etwas zu sagen, stürzte er hinaus, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Es musste schon Abend sein. Violette Dunstfetzen hatten sich vor die von Feuchtigkeit tropfenden Gaslampen geschoben. Ruiz zitterte vor Müdigkeit. Die Feuchtigkeit, die stetig auf ihn herabregnete, durchdrang in wenigen Sekunden seine Kleidung und benetzte seine Haut. Er klebte, fühlte sich alt und zerrissen.

Was für ein Tag, dachte er und machte sich klar, dass er noch keine Lösung gefunden hatte. Er sehnte sich nach einem Bett und menschlicher Nähe. Irgendjemandem, dem er erzählen konnte, was passiert war. Irgendjemandem, der ihm seine Aufmerksamkeit schenkte und ihm dabei half, auch nur einen einzigen klaren Gedanken zu fassen.

Dann veränderte sich das Licht. Wechselte zwischen hell und dunkel, beleuchtete die Umgebung und ließ sie sofort wieder in der Dämmerung versinken. Ohrenbetäubendes Gekreis von Sirenen gellte in seinen Ohren. *Verdammt, so schnell?*

Ruiz rannte los. Zum ersten Mal verfluchte er seine Größe und seinen massigen, muskulösen Körper. *Gut für den Kampf. Aber schlecht für einen flinken und leichtfüßigen Spurt.* Der Boden war feucht und bedeckt von Unrat. Das, was aus der Ferne ausgesehen

hatte wie Berge von Müll, entpuppte sich nun als Ansammlung von Hütten, die das Elend ihrer Bewohner deutlich zeigten. Zusammengestückelt aus Wellblechteilen und feuchten Pappresten erhoben sie sich anklagend vor Ruiz und forderten Beachtung.

Er hielt kurz inne, senkte den Kopf und atmete keuchend durch. Kein Mensch war in Sicht. Einzig das Quieken und Kreischen der Ratten, die vor seinen Füßen hin und her rannten, zeugte davon, dass es hier Leben gab.

Über ihm wölbte sich eine Kuppeldecke, die in alten Zeiten wohl das Dach einer Kirche gebildet hatte. Links und rechts gingen Kammern ab, die mit Gittertüren verschlossen waren. Ruiz fragte sich, in welchem Teil der Stadt er sich befand und ob es hier unter Umständen Zugang gab zu Tunneln oder Abwasserkanälen oder irgendwelchen anderen Wegen, auf denen er ungesehen entkommen könnte.

Plötzlich ertönte hinter ihm eine Stimme. „Du bist falsch hier.“

Er drehte sich um und sah eine Frau, die einen dieser Einkaufswagen aus alten Zeiten vor sich herschob. Aus Zeiten, in denen es noch Supermärkte gab. Sie war eine dünne, zerbrechliche Person und reichte ihm kaum bis zur Brust. Dunkle Haare standen wirr von ihrem Kopf ab und ließen nur einen kleinen Teil des Gesichts frei. Das und der verkrustete Schmutz, der ihr Antlitz bedeckte, machten es ihm schwer, ihre Züge deutlicher zu erkennen. Allerdings war da etwas, das nicht ins Bild passte. Ruiz betrachtete sie aufmerksam und wunderte sich, dass es ihr nichts auszumachen schien, derart plump begafft zu werden.

Sie hatte asiatische Gesichtszüge. Das allein war ungewöhnlich genug. Schließlich nahm Hamburg schon seit Jahren keine Einwanderer auf und verschloss sich auch sonst so weit wie möglich dem Rest der Welt. Wirklich irritierend waren allerdings die Augen. Sie waren klar und klug und blitzten ihn wach aus dem ganzen Dreck an.

„Komm mit. Du musst dich vor der Polizei verstecken. Sie werden bald da sein.“

Auch wenn er ihr Alter schwer schätzen konnte: Ihre Stimme klang jung. Sie sprach klar und deutlich und ohne jeden Akzent.

„Was interessiert mich die Polizei?“ Ruiz war verwirrt und versuchte angestrengt, genau diesen Umstand zu verbergen. Er hob das Kinn und sah ihr geradewegs ins Gesicht.

Sie lächelte nur. „Hör auf damit. Ich weiß genau, was in dir vorgeht. Ich kenne den gehetzten Ausdruck, den du an dir trägst. Und die Angst in deinen Augen spüre ich, als wäre es meine eigene. Also lass die Spiele, du musst hier weg.“

Er überlegte nicht, ob sie vertrauenswürdig war. Vielleicht ja, vielleicht nein. Aber er hatte keine Wahl. Er brauchte Hilfe – und zwar schnell. Und egal, wer oder was sie war. Sie war wie er. Müll.

„Bist du auch auf der Flucht?“

Sie verneinte lächelnd. „Es gibt keinen Grund für mich, zu fliehen. Menschen wie ich sind unsichtbar. Niemand will uns anschauen. Niemand möchte wahrhaben, dass es uns gibt. Hier ...“ – sie wies mit den Händen auf die Blechhütten – „... sind wir relativ weit oben. Immerhin geht es noch mehr als einhundert Ebenen in die Tiefe. Und hier oben verschließen die Leute die Augen vor dem Elend anderer.“ Sie blies sich auf die Fingerspitzen, um sie zu wärmen. Dann versenkte sie die Hände in den tiefen Taschen ihres löchrigen Umhangs. „Also, was jetzt?“ Sie grinste ihm zu, und ihr bräunliches Gesicht überzog sich augenblicklich mit unzähligen Falten.

Ruiz hatte seine Entscheidung bereits getroffen, doch er konnte seine rätselhafte Faszination für diese Frau kaum verbergen. „Wer bist du?“

„Mein Name ist Miriam“, sagte sie schlicht.

„Ruiz.“

„Der Juggernaut also, der heute aus der Arena geflohen ist“, bemerkte sie trocken und ergriff seine Hand. „Jetzt komm schon.“

Er folgte ihr ohne Widerspruch zu einem unscheinbaren Pfad, der an der Rückseite der Hütten vorbeiführte bis zu einem Berg aus Müll, der sich etwa drei Meter hoch auftürmte und gefährlich schief aussah. Mit den Fußspitzen schob die Frau einen Vorhang aus roten und gelben Plastiktüten zur Seite.

„Wohin gehen wir?“

„Wir brauchen ein ruhiges Eckchen. Am besten bei mir zuhause.“ Sie lief flink weiter und er musste aufpassen, sie in der Dunkelheit nicht zu verlieren. Schweiß lief in seine Augen und zwang ihn dazu, alle paar Minuten angestrengt zu blinzeln.

Donnern riss ihn aus seinen Gedanken. Miriam rückte einige quadratische Wellblechteile weg, und vor ihnen öffnete sich eine Art Höhle, die mitten in den Müllberg hineingebaut worden war. Sie winkte ihm, ihr zu folgen.

Doch Ruiz hielt inne. „Hier wohnst du?“, fragte er fassungslos. Er war einiges gewohnt, war selbst im tiefsten Elend aufgewachsen. Niemand auf Ebene -25 hatte eine saubere Matratze, genug zu essen oder auch nur ausreichend Kleidung. Aber die Hütten waren warm gewesen, und jeder, den er kannte, hatte sich um Sauberkeit bemüht. Hier jedoch stand alles vor Dreck und war gesättigt von ekelhaftem Gestank nach Unrat und Müll und Abfällen. „Warum lebst du so?“

Sie winkte ab und zog ihn hinter sich her in einen Gang, den er nur gebückt bewältigen konnte. Immer wieder musste sie den Einkaufswagen zurück in seine Spur bringen. Miriam fluchte leise in einer Sprache, die Ruiz nicht verstand.

„Ich glaube dir nicht, dass du eine einfache Müllsammlerin bist.“

„Es ist ein ehrenwerter Beruf. Was ist dagegen einzuwenden?“ Sie schüttelte das nasse Haar aus, und die Tropfen stoben durch die Höhle. „Ich brauche keinen Besitz. Ich habe mich schon lange davon befreit, mein Herz an Dinge zu hängen. Sie belasten mich nur. Was ich brauche, ist Nahrung, ein geschützter Platz zum Schlafen und ab und zu ein wenig neue Kleidung. Das alles finde ich hier. Mehr ist nicht nötig. Mehr muss mir das Leben nicht bieten. Im Gegenteil: Alles andere würde mich ablenken und von meinem Weg abbringen.“

Ruiz musterte sie aus einer Mischung aus Misstrauen und Bewunderung.

„Willst du mir nicht helfen?“ Sie stand vor einer leeren Abfalltonne aus Blech und schaufelte mit den Händen knittrige Papierreste aus dem Einkaufswagen hinein. Er trat zu ihr und blickte sich unschlüssig um. Unterdessen holte sie aus der Tasche ein altmodisches Feuerzeug, ließ es mit einem metallischen Klacken aufspringen, und bald schon tanzte der helle Schein des Feuers über die feuchten und schleimigen Wände ihrer Heimstatt.

In diesem Moment begannen die Teufel in seinem Kopf, erneut zu tanzen. Wie erstarrt stand Ruiz einige Sekunden da. Dann nahm er seinen Kopf in beide Hände, grub die Finger in die Schläfen und drückte zu. Wenn es ihm nur gelang, sich ausreichend Schmerzen zuzufügen ... *Ein Schmerz killt den anderen*, dachte er und erhöhte den Druck.

Er stakste zum Feuer und wieder zurück. Wollte sich bewegen und gleichzeitig zur Ruhe kommen. Schreien und jeden Ton vermeiden, der sein Hirn noch mehr malträtierte. Er schluchzte, so quälend waren die Schmerzen. Tränen liefen seine Wangen hinunter und mischten sich mit Blut. Ruiz wandte sich um, wollte hinausstürmen ins Freie, mit erhobenen Händen. Sich ergeben. Sich ihnen ausliefern. Hauptsache, es hörte auf.

Miriam packte seine Schultern und schüttelte ihn wie einen ungezogenen Welpen. „Reiß dich zusammen“, brüllte sie ihn an. „Wenn du überleben willst, dann musst du die Fassung bewahren. Sie sind hier. Gleich vorn an der Katharinenstraße. Sie werden das Auto gefunden haben und die Frau darin. Sie wissen, dass deine Geisel jetzt nichts mehr zu befürchten hat.“

Er nickte und war froh, dass es jemanden gab, der für ihn nachdachte.

„Konzentrier dich!“, wies sie ihn an. „Denk an das, was dich antreibt. Was dich dazu bringt, leben zu wollen. *Dieses* Leben zu wollen. Wer ist es, den du so sehr liebst, dass es sich lohnt? Auch dann lohnt, wenn sie in deinen Kopf eindringen. Dir Befehle geben. Selbst dann lohnt, wenn es bedeutet, dass du auf ihren Befehl hin tötest?“

„Aber ...“ Seine Stimme war nur noch ein schmerzverzerrtes Krächzen.

„Ich weiß“, sagte sie und strich ihm über den schweißnassen Kopf. „Du musst durchhalten, bis sie weg sind. Dann gebe ich dir eine Adresse. Ich kenne jemanden, der dir helfen kann. Ob er es tun wird? Ich weiß es nicht. Wir werden sehen.“

„Warum hilfst du mir?“

„Ist nicht ein helfendes Leben ein zehnfaches?“

Die Schmerzen in seinem Kopf kamen ihm unerträglich vor. „Was willst du damit sagen?“

„Ich helfe dir, und irgendwann wirst du mir helfen. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich nach dir rufen, und du wirst da sein.“ Miriam redete in einem beruhigenden Singsang.

Er schloss die Augen und schob die Stimmen fort wie einen Vorhang. Sie wurden erst dumpfer, dann leiser und verschwanden schließlich ganz.